

Zinnecker, Jürgen

Wohin mit dem "strukturlosen Subjektzentrismus"? Eine Gegenrede zur Entgegnung von Ullrich Bauer

ZSE : Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 22 (2002) 2, S. 143-154



Quellenangabe/ Reference:

Zinnecker, Jürgen: Wohin mit dem "strukturlosen Subjektzentrismus"? Eine Gegenrede zur Entgegnung von Ullrich Bauer - In: ZSE : Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 22 (2002) 2, S. 143-154 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-89296 - DOI: 10.25656/01:8929

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-89296>

<https://doi.org/10.25656/01:8929>

in Kooperation mit / in cooperation with:

BELTZ JUVENTA

<http://www.juventa.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, auführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Jan: 6 (05) ZSE

ZSE Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation Journal for Sociology of Education and Socialization

22. Jahrgang / Heft 2/2002

Feb, April 20

Schwerpunkt/Main Topic

Selbstsozialisation in der Diskussion

Dieter Geulen/Jürgen Zinnecker:

Quo vadis Sozialisation? Einführung in eine kontroverse Ortsbestimmung

Quo Vadis Socialization? Introduction to an Ongoing Controversy . . . 115

Ullrich Bauer:

Selbst- und/oder Fremdsozialisation: Zur Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung. Eine Entgegnung auf Jürgen Zinnecker

Self-socialization and/or Socialization as Social Integration: On a Crucial Theoretical Debate in Socialization Research. Reply to Jürgen Zinnecker 118

Jürgen Zinnecker:

Wohin mit dem „strukturlosen Subjektzentrismus“? Eine Gegenrede zur Entgegnung von Ullrich Bauer

What Shall we do With Subjects Loosing Their Society? A Rejoinder . . 143

Klaus Hurrelmann:

Selbstsozialisation oder Selbstorganisation? Ein sympathisierender, aber kritischer Kommentar

Self-Socialization or Self-Organisation? A Sympathetic But Critical Comment 155

Hermann Veith:

Sozialisation als reflexive Vergesellschaftung

Socialization as Reflexive Social Membering 167

Lothar Krappmann:

Warnung vor dem Begriff der Selbstsozialisation

The Concept of Self-Socialization: A Cautionary Note 178

Dieter Geulen: Subjekt, Sozialisation, „Selbstsozialisation“. Einige kritische und einige versöhnliche Bemerkungen. <i>Subject, Socialization, „Self-socialization“ . Some Critical And Some Reconciling Remarks</i>	186
--	-----

Beiträge

Wassilis Kassis Gewalt in der Schule und ihre sozialen und personalen Determinanten <i>Violence in School and its Social and Individual Determinants</i>	197
--	-----

Rezensionen/Book Reviews

<i>Einzelbesprechungen</i> H. Hoppe über B. Hoeltje et al. „Stationen des Wandels“	214
---	-----

Aus der Profession/Inside the Profession

<i>Kommentar</i> PISA – das deutsche Bildungssystem in Schiefelage?	217
--	-----

<i>Markt</i> Gender Mainstreaming	221
--	-----

<i>Veranstaltungskalender</i> u.a. Jahrestagung der International Society for Political Psychology – Jahrestagung der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung „Familien- Realitäten“	222
--	-----

<i>Vorschau/Forthcoming Issue</i>	222
---	-----

Jürgen Zinnecker

Wohin mit dem „strukturlosen Subjektentrismus“? Eine Gegenrede zur Entgegnung von Ullrich Bauer

What Shall we do With Subjects Loosing Their Society?
A Rejoinder

Einleitend wird der Verdacht zurückgewiesen, dass der Autor sich als ein strikter Verfechter des Programms der Selbstsozialisation erwiesen habe. Statt dessen beharrt der Verfasser auf der Lesart, dass der in Frage stehende Beitrag als Versuch einer selbstreflexiven Wissenschaft und als wissens(schafts)soziologische Auseinandersetzung mit aktuellen diskursiven Tendenzen zu verstehen sei. Der Autor plädiert allerdings dafür, sich eher theorieprogressiv statt defensiv-theoriekonservativ zu orientieren, wenn es darum geht, den gleichzeitigen Wandel von Subjekt und Umwelt in der Moderne angemessen konzeptionell einzufangen. Der Beitrag zieht einen scharfen Schnitt zwischen dem Paradigma der Sozialisationstheorie auf der einen und einer sozialwissenschaftlichen Reproduktionstheorie auf der anderen Seite. Wissenschaftslogisch, so wird argumentiert, folge das Paradigma der Sozialisation letztlich der Handlungslogik von Pädagogik, während das Paradigma der Reproduktion sich auf die Logik von Gesellschaftsanalyse beziehe. P. Bourdieu wird, in Abgrenzung von U. Bauer, reproduktionstheoretisch verortet.

The author clarifies the status and meaning of his proposal (made in 2000 in this Journal) to integrate the concept of self socialization into the body of concepts used within socialization theory and refutes certain tendencies of theory building in the contribution of U. Bauer which may be called defensive and "conservative-minded". Instead he pleades for an open minded evaluation of possible uses of the concept of self-socialization for describing and explaining personal and social change in modern societies. The contribution differentiates between two families of theories, socialization theories on the one hand and reproduction theories on the other hand. The author argues that the logics of action theories of socialization in the end are constructed analogous to the logics of action theories of education, while theories of social reproduction attempt to explain stability and change within societies.

Vorwärts und rückwärts im Generationentakt

Ich habe mich, das sei vorweg gesagt, über das entschiedene Plädoyer gefreut, das Ullrich Bauer zugunsten einer kritischen soziologischen Sozialisationsforschung abgibt – nicht zuletzt mit Blick auf sein Geburtsjahr, das er mit 1971 angibt. Ich selbst – der Autor, auf dessen Beitrag in der ZSE (Heft 3/2000) er „entgegnet“ – datiere mich auf 1941. Eine Begegnung zweier Wissenschaftlergenerationen also. Der Ältere sozialisierte sich akademisch, in lebhafter Interaktion mit der Gründergeneration der deutschen Sozialisationsforschung, in den 1960er Jahren. Der Jüngere erwarb seinen sozialwissenschaftlichen Habitus unter den Strukturbedingungen der 1990er Jahre. Warum die Freude? Nun,

die Generation der Gründer und Gründerinnen der nationalen Sozialisationsforschung ist erkennbar dabei, den Ort der Hochschule, ihre Wirkungsstätte, zu verlassen. Es stellt sich die ernsthafte Frage, wie es mit dem akademischen Sorgenkind Sozialisation im neuen Jahrhundert weitergehen wird. Wird es gemeinsam mit den Gründervätern und -müttern die Hochschule verlassen? Es wäre nicht die erste Sub-Disziplin, der dieses generationelle Schicksal zuteil wird.¹ Nach den euphorischen Gründerjahren ist eine Verankerung in Akademia bekanntermaßen nicht recht gelungen: Nur wenige Lehrstühle, marginaler Stellenwert in der Ausbildung, schwieriger interdisziplinärer Status, mäßiges Image in der Öffentlichkeit, um nur einige Aspekte aufzurufen. Ein lebhaftes Beispiel für die kritische Situation liefert die ZSE selbst. 1981 als Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie gegründet, um der zwischen den Disziplinen Soziologie, Psychologie und Pädagogik angesiedelten Sub-Disziplin einen verlässlichen Kommunikationsort zu sichern, lebt das Fachorgan bis heute maßgeblich von den Abonnenten der ersten Stunde, der oben skizzierten Gründergeneration.² Die (Über)Lebensfähigkeit der Sozialisationsforschung wird also davon abhängen, dass genügend Angehörige der jüngeren Wissenschaftlergeneration das Terrain attraktiv finden und damit eine akademische Laufbahn begründen wollen (und man sie auch lässt!). Der Kollege Bauer könnte ein solcher Fackelträger sein.

Sehen wir uns jetzt die Vorschläge an, die der ältere und der jüngere Kollege zugunsten einer zukünftigen Sozialisationsforschung entwickeln, so stoßen wir auf eine bemerkenswerte Verkehrung der Rollen, die für das Alltagsverständnis paradox erscheinen mag, die den erfahrenen Generationenforschern allerdings vertraut ist.³ Der Jüngere plädiert dafür, Theorie- und Forschungstraditionen aus den Gründungsjahrzehnten der Sozialisationsforschung zu bewahren, das Paradigma also durch ein „zurück zu den Wurzeln“ zu sanieren. Er beruft sich konsequenterweise auf Autoritäten, die den sozialisationstheoretischen Diskurs in den 1960er und 1970er Jahren einmal prägten. Positiv werden zu diesem Zweck beispielsweise referiert: P. Bourdieu, W. Edelstein, U. Oevermann, D. Geulen oder J. Habermas. Positiv gewürdigt werden ferner jene Sozialwissenschaftler, die am älteren Modell der Schichtungs- und Klassengesellschaft gegen die modernistischen Lebensstil-Debatten der letzten beiden Jahrzehnte hinweg festhalten – womit zugleich die Beibehaltung der ursprünglichen Stoßrichtung der studententbewegten Sozialisationsforschung, nämlich die Erforschung strukturell begründeter sozialer und kultureller Ungleichheit, für die Gegenwart neu legitimiert wäre. Hier nennt Bauer beispielhaft die Namen von Forschern wie H. Ditton, M. Grundmann, R. Geißler oder M. Vester.

-
- 1 Eine Geschichte einzelner Humanwissenschaften als Generationengeschichte im Sinne von K. Mannheim wird viel zu selten geschrieben. Ihr dürfte ein hohes Erklärungspotential für die Aufklärung der Frage zufallen, warum die Geschichte einzelner Disziplinen und der Humanwissenschaften insgesamt alles andere als geradlinig verläuft.
 - 2 Das zeigt eine empirische Leserstudie, über die in Heft 1/1998 berichtet wurde. Vgl. S. Maschke: ZSE-LeserInnenbefragung (S. 3 – 5)
 - 3 Bereits der Gründungsvater der Erforschung politisch-gesellschaftlicher Generationenfolgen, K. Mannheim, weist 1928 darauf hin, dass nachfolgende jüngere Generationen nicht automatisch den Pol der Neuerer besetzen müssten, sondern durchaus auch den Vätergenerationen konservativ bewahrend entgegengetreten könnten.

Der Ältere hält, nicht ohne Sorge um das Veralten des Sozialisations-Paradigmas vor dem Horizont nach- und postmoderner Vergesellschaftung, nach Neuem Ausschau, das sich als anschlussfähig erweisen könnte. Er stößt dabei auf so unterschiedliche Theorie- und Forschungsrichtungen wie die systemtheoretische Schule der Soziologie in der Nachfolge Luhmanns, auf die „Selbst“-Forschung in der neueren Psychologie, auf die aktuellen Studien zur Peer-Beziehung von Kindern und Jugendlichen. Was haben sie gemeinsam? Kurz gefasst, sie spiegeln etwas vom dominanten Zeitgeist um die Jahrhundertwende, sie treffen einen Punkt, den die ältere Sozialisationsforschung eher vernachlässigte, und sie beziehen sich alle auf eine entscheidende Verschiebung in der Person-Umwelt-Balance: Dem Eigensinn und der Eigenaktivität des Aktors im Prozess der Sozialisierung wird größeres Gewicht beigemessen als in der „klassischen“ Sozialisationsforschung Mitte des 20. Jahrhunderts. Letzterer Punkt wird vom Autor unter dem Etikett „Selbstsozialisation“ provisorisch zusammengefasst.

Wissenschaftler als Programmatiker oder als selbstreflexive Beobachter

An dieser Stelle gilt es ein grundlegendes Missverständnis aufzuklären, das im „Dialog der Generationen“ zwischen Bauer und mir auftritt. Gleich eingangs formulierte ich in dem Artikel von 2000 meine Ansprüche und stellte Warntafeln auf, die allesamt von Bauer großzügig überlesen werden. Ich darf kurz rekapitulieren. So verwies ich zunächst darauf, ich wolle einen „*erkundenden* Essay“ vorlegen, der den „*mehrschichtigen semantischen Bedeutungshof* dieser programmatisch vorgetragenen Version von Sozialisation“ [d.i. Selbstsozialisation. J.Z.] aufzeige. Weiter schrieb ich, das solle „aus der Position des *Beobachters* geschehen.“ „Mein Beitrag umkreist das Konzept [der Selbstsozialisation. J.Z.] *wissen(schafts)soziologisch*, ersetzt aber natürlich die Theoriebildung nicht.“ Kollege Bauer verwandelt mich in seiner Entgegnung unter der Hand in einen Vertreter des Programms der Selbstsozialisation, der einen Theorieentwurf vorlege. Von einem reflexiven Beobachter werde ich so wider Willen zu einem agierenden Programmatiker. Mein wissen(schafts)soziologisches Interesse, das – ganz im Sinne der soziologischen Tradition – mehrschichtigen semantischen Bedeutungshöfen nachspüren will, um Zeit- und Mentalitätsdiagnosen am Beispiel aktueller Konzepte von Selbstsozialisation zu stellen, wird zu meinem Leidwesen in der Lesart von Kollegen Bauer hinweggezaubert.

Vielleicht ist es nützlich, bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, dass die Wissenssoziologie sich als eine akademische Variante der älteren Ideologiekritik versteht, und in diesem Sinn von K. Mannheim in den 1920er und 1930er Jahren entwickelt und erprobt wurde. Eine solche Traditionslinie wird in dem Essay sichtbar, wenn ich beispielsweise gleich zu Beginn meiner semantischen Erkundungen darauf hinweise, dass Konzepten, die wie Selbst-Sozialisation mit dem überaus positiven Bedeutungshof des „Selbst“ operierten, in der vorangeschrittenen Moderne eine gefährliche Suggestions- und Werbekraft innewohne, die wir uns bewusst machen müssen. Ich demonstriere dies unter anderem an der semantischen Opposition von „Selbst“ und „Fremd“, die das diskursive Gegenüber des Selbst zwangsläufig zu einem negativen Pol im Diskurs degradiere. Konsequenterweise (im Sinne der vorgängigen Fehlinterpretation)

tation) wird, was als semantisch-diskursive Polarisierung von mir gemeint ist, im Beitrag vom Kollegen Bauer zu einer ontologischen Differenz von Subjekt und Umwelt uminterpretiert, was zu allerlei argumentativen Schiefungen führt, wie im Detail zu zeigen wäre. Unter der Hand werden die von mir deskriptiv zu Zwecken der Beobachtung eingeführten Begriffe in normative Sollvorstellungen verwandelt. So unterstellt Bauer mir, ich würde eine „normative Leitvorstellung“ des Konzepts der Selbstsozialisation“ vertreten. Ebenso interpretiert er meine empirisch gemeinte Beobachtung, dass gegenwärtig Tendenzen zur Entpädagogisierung des Diskurses um Sozialisation bestünden, in eine „von Zinnecker geforderte“ Entpädagogisierung um.

Um die ursprüngliche Intention zu verdeutlichen, die ich mit dem Essay zur Selbstsozialisation verfolge, will ich kurz auf den Anlass eingehen, der zur Entstehung einer ersten Version führte. Die Überlegungen wurden zunächst 1998, auf einer der Frühjahrstagungen vorgetragen, die vom Bielefelder Zentrum für Kindheits- und Jugendforschung seit geraumer Zeit veranstaltet werden.⁴ Die Jahrestagung stand unter dem Motto „Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung“ und es war erkennbar, dass die Veranstalter – darunter D. Baacke und J. Mansel – das Konzept der „Selbstsozialisation“ relativ selbstverständlich verwendeten, ohne es weiter zu problematisieren. Da ich das Eröffnungsreferat auf Einladung der Veranstalter hielt, entschloss ich mich, diesen unhinterfragenden Umgang mit dem Konzept, wie er in der angewandten Medien-Sozialisationsforschung gang und gäbe ist⁵, selbstreflexiv zu befragen. Eine Kritik auf leisen Sohlen und ein konstruktives Mitdenken erschien mir als Diktion in dieser Situation angemessen.⁶

Natürlich stellt sich die Frage, warum Kollege Bauer, der an anderer Stelle meinen Beitrag sehr gründlich rezipiert, meine einleitend vorgetragenen Intentionen so gründlich missversteht. Die plausibelste Annahme, die mir bei voranschreitender Lektüre der Bauer'schen Entgegnung immer plausibler wurde, lautet etwa so. Bauer hat sich eine zeitdiagnostische Generalhypothese erarbeitet, die besagt, dass die Moderne Ende des 20. Jahrhunderts zunehmend dazu neige, einem „strukturlosen Subjektzentrismus“ zu verfallen – eine kritische Diagnose, der ich übrigens einiges abgewinnen kann. Von dieser gesellschaftlichen Krankheit sieht er insbesondere auch die Subdisziplin der Sozialisationsfor-

4 H. Griese (2000) berichtete darüber in der ZSE. Kollege Bauer kennt diesen Tagungsbericht, wie aus seinem Beitrag hervorgeht, und übernimmt vorbehaltlos einige der bekannten Ressentiments des Kollegen gegen moderne Medien oder gegen die neue Kindheitsforschung. Leider lässt er sich auch vom Grundtenor Grieses in der tendenziösen Bewertung meines Vortrages leiten.

5 Es gibt natürlich gute sachliche Gründe, warum bestimmte angewandte Felder der Sozialisationsforschung – neben der Medienforschung betrifft dieses beispielsweise den Bereich der Weiterbildung – stärker als andere Felder auf Konzepte der Selbstsozialisation zurückgreifen. Handelt es sich doch um Bereiche, in denen die „autodidaktischen“ Anteile der Subjekte und die Zurückhaltung bzw. Inkompetenz der sozialisierenden Agenturen (Medienpädagogik) unübersehbar groß sind. Man denke beispielsweise an die allfällige individuelle Aneignung von praktischen Kompetenzen im Gebrauch von PC und Multimedia-Geräten.

6 Aus (entwicklungs)psychologischer Sicht bezog, als Ko-Referent, R. Dollase (1999) zum Konzept der Selbstsozialisation Stellung

schung befallen. Um die versammelte Wissenschaftsgemeinde von der Richtigkeit seiner Diagnose zu überzeugen, benötigt er einen Extremfall eines solchen „strukturlosen Subjektzentrismus“, und er glaubt ihn unter dem Titel „Selbstsozialisation“ in meinem Artikel gefunden zu haben. Also wird Kollege Zinnecker als Pappkamerad oder Watschenmann präpariert, um am Ende der Beweisführung sagen zu können, wie wir es in der Schule lernten: Quod erat demonstrandum.

Kollege Bauer will allerdings nicht nur eine kritische Zeitdiagnose stellen, er will uns zugleich auch ein kuratives Heilmittel nahe bringen. Er möchte die kränkelnde und „psychologisierende“ Sozialisationsforschung – unter der Leitdisziplin Soziologie – auf den Pfad der strukturanalytischen Tugend zurückführen, wie er in den 1960er und 1970er Jahre einmal betreten worden war. Im Schlussteil seiner Entgegnung entpuppt sich Bauer als ein handlungsorientierter Programmatiker mit starken Überzeugungen, der ein bestimmtes Programm der Erneuerung von Sozialisationsforschung durchsetzen will. Vielleicht hat er auch deshalb nicht das rechte Augenmaß für eine Position, der vorrangig an einer Selbstreflexion der Sozialwissenschaft und ihres diskursiven Tuns gelegen ist?

Jungen Wein in alte oder in neue Schläuche füllen?

An einem Punkt, da ist dem Kollegen Bauer nur zuzustimmen, gibt es eine sachliche Differenz zwischen uns. Das betrifft die Frage, welche Bedeutung wir neueren Theorie- und Konzeptdebatten zuschreiben, insbesondere solchen, die wir gemeinhin mit dem Etikett „postmodern“ oder „nachmodern“ belegen. Während ich mit meinem Beitrag „nach dem *Potential* einer solchen Begrifflichkeit für die *Erneuerung* von Sozialisationsforschung“ frage, geht es in der Entgegnung von Bauer durchgehend darum, die *Probleme und Gefahren* aufzudecken, die mit der Adaptation neuerer Konzepte verbunden sein können. Die neuen Diskurse versprechen in den Augen Bauers wenig Erkenntnisgewinn.⁷ Sie stellen für ihn lediglich das erreichte Niveau der gesellschaftskritischen Analyse von Sozialisation in Frage.

Hinter solchen konträren Vorlieben steckt eine grundsätzlichere Frage der Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. Wenn wir Neues, den Wandel von Gesellschafts- und Subjektstrukturen analysieren wollen, welche Referenztheorien wählen wir dann am besten? Greifen wir auf bewährte ältere Erklärungsmuster zurück, um das Neue zu deuten? Wir können das als eine theoriekonservative Strategie bezeichnen. Oder neigen wir der Ansicht zu, das gesellschaftlich und psychologisch Neue ließe sich am besten durch neue Theorieansätze aufklären? Wir können diese Option mit dem Etikett einer theorieprogressiven Erklärungsstrategie versehen.

Viele Diskurse um die angemessene sozialwissenschaftliche Beschreibung der historischen Entwicklungstendenzen in der Moderne sind Diskurse um die zu wählenden Referenztheorien, sind Dispute zwischen theoriekonservativen und

⁷ So betont er im Fazit: „Der gegenwärtige Stand der Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung zwingt dazu, alte Fragen neu zu stellen. Mitunter sind es auch noch die alten Antworten, die ihre Gültigkeit nicht verloren haben.“ (In diesem Heft S. 118)

theorieprogressiven Wissenschaftlern. Ein einschlägiger Disput aus dem Oberhaus von Akademia, der wissenschaftsöffentlich ausgetragen wurde, ist die Kontroverse zwischen J. Habermas und N. Luhmann. Ersterer machte sich einen Namen als nachhaltiger Verteidiger der historischen Aufklärung und der darauf aufbauenden Theoriegebäude. Luhmann dagegen polemisierte ebenso nachhaltig gegen diese Bindung an die „alteuropäischen“ Geistesväter und suchte die Ankoppelung der Sozialwissenschaften an modernistische Denkgebäude, beispielsweise den radikalen Konstruktivismus nach Maturana u.a.

Ich selbst erfuhr die Heftigkeit, die solche metatheoretischen Debatten um die rechte Referenzwissenschaft annehmen können, vor einer Reihe von Jahren (1988) einmal als Moderator einer Podiumsdiskussion live im Rahmen einer Tagung der DGfE. Als Moderator sollte ich ein Streitgespräch zwischen M. Baethge und T. Ziehe um den Nutzen der in der Sozialisationsforschung der 1980er Jahre außerordentlich aktuellen Narzissmus-Theorie vermitteln. M. Baethge bestritt deren Nutzen und argumentierte dabei „theoriekonservativ“ durch Rückgriff auf die ältere freudianische Subjekttheorie. T. Ziehe als Befürworter des Narzissmus-Paradigmas hielt „theorieprogressiv“ die neueren Selbst-Theorien (Kohut u.a.) dagegen, die sich innerhalb der psychoanalytischen Theorietradition mittlerweile herausgebildet hätten, die bei den Alt-Freudianern allerdings als umstritten gelten.

Nun wäre es gewiss ein fataler Fehler, *theoriekonservativ* mit politisch-konservativ und *theorieprogressiv* mit politisch-progressiv kurzschließen zu wollen. Darüber belehrt uns allein schon der Blick auf die beiden Protagonisten Habermas und Luhmann. Der theoriekonservative Habermas gilt, Selbst- und Fremdbild stimmen da überein, als der politisch progressivere; der theorieprogressive Luhmann dagegen als der konservativere, der – wie er augenzwinkernd wiederholt beteuerte – mit dem Bestehenden in Übereinstimmung lebe. (Der von mir als *theoriekonservativ* eingestufte Kollege Bauer dürfte sich gleichfalls entschieden auf der Seite der grundsätzlichen politischen Kritiker der bestehenden Verhältnisse in der kapitalistischen Moderne und in diesem Sinn als politisch progressiv verorten.⁸)

Gleichwohl gibt es einen Zusammenhang, den wir wohl auf der Ebene des Habitus anzusiedeln haben. Damit meine ich eine generalisierte Bezugnahme auf Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft, Stabilität/Statik und Dynamik/Wandel. Eine theoriekonservative Option dürfte demzufolge eher mit einer

8 Ein guter Test ist, den Text von Bauer unter der Fragestellung durchzugehen: Wie stellt sich der Autor einen Wandel der gegenwärtigen Gesellschaft und der zugehörigen Subjektivität vor? Wir erfahren in dieser Hinsicht erwartungsgemäß wenig in seinem Beitrag. Eher widerwillig stimmt er zu, dass sich das Subjekt der Moderne gewandelt haben könne. Rhetorisch weit engagierter finden wir den Autor, wenn es um die Frage geht, was sich alles *nicht* geändert habe in der Gesellschaft. Wir erfahren dann, die Gesellschaft sei nach wie vor eine konkurrenzorientierte, leistungsorientierte, stresserzeugende, die nach wie vor soziale Ungleichheit, insbesondere im Bildungsbereich, generiere (S. 8 f.). Qualitativ Neuartiges im Strukturwandel der Moderne fasziniert ihn weniger (Globalisierungen oder Netzwerkstrukturen), dafür mehr die quantitative Zunahme der immer gleichen, mit einem negativen Vorzeichen versehenen Eigenschaften („zunehmender Leistungsstress“).

defensiv-pessimistischen Haltung gegenüber der Moderne und deren Risiken einhergehen; eine theorieprogressive Wahl sollte sich häufiger mit einer offensiv-optimistischen Einstellung gegenüber der Moderne und ihren Möglichkeiten verbinden.⁹ Vermittelt über einen generalisierten Habitus stoßen wir also doch auf eine, allerdings verdeckte Verbindung zwischen der Vorliebe für ältere Theoriebestände und dem Interesse an einer überdauernden, stabilen Struktur von Subjekt und Umwelt auf der einen Seite;¹⁰ und der Option für neuere Theorieentwicklung und der Liebe zur dynamischen Bewegung, im Subjekt wie in der Welt, auf der Gegenseite.

Wir können das als eine nicht unbedingt gewollte, implizite, aber unter Umständen wirksame Parteinahme interpretieren. Durch die entsprechende Wahl einer Theoriefamilie öffnen und sensibilisieren wir unseren Blick für den Wandel – bis dahin, dass wir nur noch die Dynamik des Wandels wahrzunehmen vermögen, ohne die Momente des Immergleichen noch zu bemerken. Oder wir fokussieren mittels älterer Theorien auf die gleichbleibenden Strukturen (Universalien) des psychischen und gesellschaftlichen Lebens und verkleinern den Anteil dessen, was sich dynamisch verändert. Diskutierenswert und offen bleibt, unbeschadet der Geltung eines solchen wissenschaftssoziologisch gemeinten Satzes, die Frage, welche der beiden kontrastiven Verfahren wir bei der Reformulierung einer künftigen Sozialisationsforschung einschlagen oder welche Balancierung zwischen beiden Polen wir bei der Wahl unserer Bezugswissenschaften anstreben sollen.

Bloße Stilfragen?

Die Generation der 68er und ihre direkten Nachfolger pflegten einen besonderen Stil der wissenschaftlichen Kommunikation. Wir übten den dröhnenden Umgang mit Freund und Feind, warfen mit gewaltigen sozialwissenschaftlichen Begriffsbrocken um uns (das „Soziologenchinesisch“), und verkündeten, im Gefühl des aufrechten gesellschaftspolitischen Glaubens, lauthals unsere politische Mission, ohne eine Relativierung zuzulassen. Wenn wir der Sozialisationsforschung diskursive Anerkennung im neuen Jahrhundert erhalten oder verschaffen wollen, sollten wir uns bewusst halten, dass sich der Stil der wissenschaftlichen Kommunikation und die hegemonialen Kraftfelder darin seit den 1970er Jahren gewandelt haben. Nicht mehr sozialwissenschaftlicher, sondern

-
- 9 Nicht zu Unrecht hat man bei den Wissenschaftlern der 68er Generation eine verstärkte Neigung zu Theoriekonservatismus festgestellt – die Suche nach den (Groß)Vätern des Marxismus und der Psychoanalyse – und, damit verbunden, eine defensiv-pessimistische Einschätzung der Zukunft einer kapitalistischen Moderne.
- 10 Dabei kann man an den überdauernden Strukturen, auf die man seinen Blick gerichtet hält, subjektiv durchaus leiden, wie es von vielen Vertretern meiner 68er-Generation bezeugt ist. Eine anschauliche Illustration für das Gesagte erhielten wir zur Zeit der Wende-DDR 1990. Die Dissidenten, die doch jahrzehntelang das politische System bekämpft und durchlitten hatten, erlebten die Öffnung der Mauer und das Ende der alten DDR gleichwohl als eine persönliche Katastrophe, als eine Bedrohung ihrer Identität. Warum? Offenkundig weil ihnen das stabile, scheinbar unveränderbare Objekt ihres Leidens, die autoritäre DDR-Diktatur, die zum festen Bestandteil und zur Stütze ihrer sozialen Identität gehörte, unvermittelt abhanden gekommen war.

kulturwissenschaftlicher Habitus dominieren vielfach den wissenschaftlichen Zeitgeist. Deren Wortführer haben sich nicht selten dem Postmodernismus verschrieben. Solche Kulturwissenschaftler lieben, wenn ich vereinfachen darf, um den Gegensatz herauszuarbeiten, das Paradox, das Sprachspiel, die Anspielung, die begriffliche Unbestimmtheit, nicht unbedingt eine empirische Referenz, dafür um so mehr die elegante rhetorische Geste, die ironische Distanz zum Gesagten.¹¹ Den Ton geben, um die Differenz des Stils zu karikieren, nicht mehr die schwertschwingenden Kreuzritter an, sondern florettfechtende Salonlöwen. Protagonisten dieser Tendenz sind die Philosophen und Theoretiker der (post)modernen Medientheorien, die Konjunktur haben. Der diskursive Habitus altlinker, der Aufklärung verpflichteter Gesellschaftskritiker wie P. Bourdieu, die gegen den literarischen Postmodernismus als „diese französische Krankheit“ anwettern, werden im Kontext solcher Diskurse belächelt. Auch die Referenzen wurden umgewertet. Zählte seinerzeit die Kritische Theorie, Adorno und Horkheimer, beruft sich die kulturwissenschaftliche Elite heute auf Nietzsche und Heidegger.¹² Instruktiv ist auch das in den 1980er und 1990er Jahren zu beobachtende wachsende intellektuelle Prestige eines N. Luhmann und der abnehmende Glanz des Vordenkers und Begleiters der 68er-Generation, J. Habermas.¹³

Was will ich damit andeuten? Natürlich nicht, dass ich gegen Bourdieu, Habermas oder Adorno Partei ergreife. Es geht vielmehr darum, sich den kommunikativen Kontext bewusst zu halten, in den wir eingelagert sind, wenn wir über eine Erneuerung von Sozialisierungstheorie und –forschung diskutieren. Mit der Wiederbelebung altlinker Konzepte und Theorien handeln wir uns auch ein kommunikatives Problem ein. Wir tradieren nämlich nicht nur eine bewahrenswerte kritische Analyse gesellschaftlicher Strukturen vor dem Verfall, sondern übernehmen, gleichsam mimetisch, auch einen diskursiven Habitus mit, der in der fortgeschrittenen Moderne auf starkes Befremden, wenn nicht auf hegemoniale Ablehnung durch die neuen Herren auf dem Markt der intellektuellen Kommunikation stößt.

Pädagogik und Sozialisation oder: Ganz so abgeklärt ist deren Verhältnis nicht

Im letzten Teil meines ZSE-Beitrages von 2000 ging ich auf mögliche Konsequenzen ein, die sich ergeben, wenn sich die von mir beobachteten Tendenzen

-
- 11 H. Bude unterscheidet in seiner biographiegeschichtlichen Arbeit über die 68er Generation zwischen „tragischen und ironischen Formen der gesellschaftlichen Selbstthematisierung“ (1997, S.21) und befindet, die 68er-Generation habe den historischen Wandel vom undistanziert-ernsten zum selbstdistanziert-ironischen Diskursstil, den er generell westlichen Demokratien zuschreibt, in Deutschland mit herbeigeführt.
 - 12 Als extremes Beispiel sei auf die Umwertung der Kulturgeschichte verwiesen, wie sie der Medientheoretiker F. Kittler (1999) vornimmt. In der Debatte um den „Generationenumbruch“ zwischen 68ern und 89ern wurde darauf verwiesen, dass die 68er noch in einer geschlossenen, linearen Welt des Buches und des Bildungskanons aufgewachsen seien, während die spätere Generation auf eine vieldimensionierte multimediale Welt gestoßen sei. Vgl. den Niederschlag dieser Abgrenzungs-Debatte bei J. Hörisch (1997).
 - 13 Dass er jüngst noch zu einer Art „Staatsphilosophen“ (J. Fischer) in der Paulskirche gekürt wurde, steht auf einem anderen Blatt.

in Richtung einer stärkeren Gewichtung von Prozessen der Selbstsozialisation – auf Diskursebene wie auf der Ebene institutionalisierter Handlungspraxen – tatsächlich längerfristig durchsetzen sollten. Ich beschränkte mich dabei zunächst auf Hypothesen, die den gesellschaftlichen Raum der Pädagogik direkt betreffen. Das lag, pragmatisch, nahe, da der Vortrag sich in seiner ursprünglichen Form ja an (Medien)Pädagogen wendete und ich von Haus aus die Erziehungswissenschaft vertrete. Etwas grundsätzlicher gewendet möchte ich aber auch darauf verweisen, dass Sozialisation und Pädagogik bis dato durch einen hohen Grad symbiotischer Verflechtung gekennzeichnet sind, auch wenn diese Symbiose auf der Oberfläche nicht immer direkt sichtbar wird. Nun ist der pädagogische Zweig der Sozialisationsforschung vermutlich nicht unbedingt das von meinem Kollegen Bauer favorisierte Top-Thema, wenn ich seine akademische Vita richtig entschlüsselt habe. Wir könnten es dabei bewenden lassen, wären da nicht die wiederholt vorgebrachten polemischen Einwände, mit denen Bauer meine zur Pädagogik vorgetragenen Thesen in Frage stellen möchte. Insbesondere das Konzept der „Entpädagogisierung“ löst ganz offensichtlich starkes Unbehagen bei ihm aus.

Ich will die enge Verbundenheit von Sozialisation und Pädagogik auf zwei Ebenen thematisieren, auf einer *realgeschichtlichen* und auf einer *konzeptionellen* Ebene. Realgeschichtlich findet Sozialisation, solange wir darunter in erster Linie die von Heranwachsenden, von Kindern und Jugendlichen verstehen, in ökonomisch entwickelten Gesellschaften der Moderne im Rahmen eines „pädagogischen Moratoriums“ statt.¹⁴ Die Historiker von Kindheit und Jugend, insbesondere die pädagogikgeschichtlich orientierten, stimmen mehrheitlich darin überein, dass das pädagogische Moratorium ursprünglich ein Projekt der historischen Aufklärung in Europa war und dass dessen Anfänge sich auf die neuzeitliche Epoche zwischen 17. und 18. Jahrhundert zurückführen lassen.¹⁵ Wichtig ist dabei, dass es sich von Anfang an um ein utopisches, stark normatives bürgerliches Programm handelte, um den gesellschaftlichen Fortschritt über die nächste Generation zu befördern, und dass es lange Zeit auf den Nachwuchs einiger weniger privilegierter Oberschichtfamilien beschränkt blieb. Die historische „Verallgemeinerung“ auf tendenziell alle Heranwachsenden fand erst im 20. Jahrhundert statt. „Pädagogisierung“, verstanden als zunehmende Inklusion des gesamten Nachwuchses in sich ausdifferenzierende und mit wachsenden Ansprüchen versehene Einrichtungen des pädagogischen Moratoriums, lässt sich vor allem im 20. Jahrhundert beobachten.

14 Damit ist die Behauptung meinerseits impliziert, dass wir die Relation Sozialisation und Pädagogik am angemessensten im Rahmen einer historisch-strukturellen Analyse der modernen Institutionen Kindheit und Jugend thematisieren können. Das für eine Reformulierung der Sozialisationsforschung zu leisten sollte der anteilige Beitrag einer historisch-theoretischen Erziehungswissenschaft sein.

Ich klammere, wie Kollege Bauer auch, die sich abzeichnende und mittlerweile vieldiskutierte Tendenz zur Entkoppelung von Sozialisation und Aufwachsen im Rahmen lebenslangen biographischen Lernens hier zunächst einmal ein. Dass in diesem Fall eine Tendenz zur „Entpädagogisierung“ besteht, sollte unstrittig sein. Vgl. zur Diskussion um die Bedeutung einer Ablösung der Pädagogik von der Kindheit den Tagungsband von Lenzen und Luhmann (1997).

15 Vgl. differenziert dazu Zinnecker (2000).

Das 20. Jahrhundert ist jedoch auch die Epoche, in der das Programm der Aufklärung, und mit dieser auch das pädagogische Moratorium, diskursiv in die radikale Kritik und institutionell in massive Dilemmata und Widersprüche gerät. Diese sehr vielschichtigen Prozesse fasse ich, als langfristig wirksame historische Gesamttenenz und Gegenkraft, unter den Begriff der „Entpädagogisierung“ von Kindheit und Jugend und ihres pädagogischen Moratoriums. Zur Entpädagogisierung zählt auch, dass die Agenten und Agenturen des pädagogischen Moratoriums über den Umkreis derer hinauswachsen, die sich beim Umgang mit Heranwachsenden der pädagogischen Aufklärung und ihren Werten verpflichtet fühlen. Die Repräsentanten pädagogischer Aufklärung verlieren mit dem Übergang zu gesellschaftlichem Massenkonsum, zur Multi-Media-Gesellschaft ihr Kontrollmonopol über die nachwachsende Generation. Spielwarenindustrie oder kommerzielle TV-Kanäle verabschieden sich mit ihren Angeboten von der Idee der pädagogischen Aufklärung. Neuartige Modelle einer hedonistischen „postmodernen“ Kindheit und Jugend gewinnen, als eine Alternative zur rational-laufbahngesteuerten „modernen“ Kindheit und Jugend, erheblich an Boden. In dieser historischen Übergangssituation den altlinken Topos vom „Konsumzwang“ hervorzuholen, wie Bauer es versucht, führt in die Irre. Das Mittel des Zwanges charakterisiert besser die dunkle Seite der pädagogischen Aufklärung, deren Schulzwang oder deren pädagogische Zwangsmittel. Das Verführerische von Konsum und Medien ist ja gerade die *Freiheit* des Marktes, an dem nun auch die Jüngeren – „nicht immer, aber immer öfter“ – partizipieren dürfen. An den Ambivalenzen solcher „Freiheit“ sollten, ganz im Sinne einer „Kritik der politischen Ökonomie“, die grundlegenden Analysen ansetzen.¹⁶

Im Effekt entsteht eine dialektische, paradoxe und schwer auf den Begriff zu bringende Doppelbewegung oder Verschränkung von „Pädagogisierung“ (soll heißen: Inklusion aller und allseitige Expansion des Moratoriums) und „Entpädagogisierung“ (soll heißen: Abschwächung des pädagogischen Monopols und der Wirkmacht des Moratoriums). Vor diesem theoriebezogenen Hintergrund, den ich hier nur andeuten kann, bilden die unterschiedlichen Diskurse und Praxen im weiten Bedeutungsfeld von Selbstsozialisation herausragende empirische Indikatoren, die das weitere Voranschreiten der „Entpädagogisierung“ – bei weiter expandierender „Pädagogisierung“ – anzuzeigen vermögen.¹⁷

16 Bauer insistiert zu Recht darauf, soziologische Begriffe wie Macht, Herrschaft, Ungleichheit, Gewalt wieder stärker in der Sozialisationsforschung zur Geltung zu bringen. Wir sollten dabei aber keinesfalls nur an die „lange Hand“ der Gesellschaftsstrukturen, an den entfernten Horizont des Moratoriums denken. Gesellschaftliche Zwänge sind, im Rahmen der Sozialisationsforschung, zuallererst als Teil der alltäglichen mikrosoziologischen Prozesse zu analysieren, die innerhalb der pädagogischen Moratorien stattfinden.

17 Kollege Bauer tut einen schweren Missgriff, wenn er diesen komplexen Doppelprozess rhetorisch zu banalisieren sucht. Das Gegenteil wäre richtig. Das Janusköpfige der historischen Bewegung überfordert unseren Forscherblick gewöhnlich, so dass nahezu alle Kindheits-, Jugend- oder Bildungsforscher dazu neigen, die historische Entwicklung entweder nach der einen oder nach der anderen Seite hin aufzulösen und so für ihre Argumentation eine (trügerische) Eindeutigkeit herzustellen. So erklären die einen das historische Ende von Kindheit, Jugend, pädagogischem Moratorium, oder sie sprechen von deren zunehmender Fiktionalität, während die anderen sich einsinnig der Seite der voranschreitenden Expansion von Pädagogisierung widmen.

Die Dominanz des pädagogischen Moratoriums für das Thema Sozialisation erweist sich auch, wenn wir uns der *konzeptionellen* Ebene zuwenden. Meine leitende These lautet hier, dass das Paradigma der Sozialisationsforschung „im tiefen Inneren“, seiner Grundstruktur nach ein pädagogisches Forschungsparadigma darstellt. Das gilt auch, wenn die untersuchte Thematik sich inhaltlich überhaupt nicht auf das pädagogische Feld bezieht. Es ist der Blick des pädagogischen Experten, es sind dessen originären Handlungs- und Professionsinteressen, die uns in der Fragestellung der Sozialisationsforschung begegnen. Das wird unmittelbar plausibel, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass das Paradigma Sozialisation grundsätzlich den einzelnen Heranwachsenden und dessen Entwicklung, in Auseinandersetzung mit vielfältigen sozialen, kulturellen und insbesondere pädagogischen Umwelten, fokussiert und bis zum „mündigen Bürgersein“ verfolgt. Mit dem Erreichen des Zielzustandes bricht das Interesse und der Auftrag des Sozialisationsforschers, ebenso wie bei den pädagogischen Agenturen, üblicherweise ab. Das gemeinsame Grundmodell, das Sozialisationsparadigma und Paradigma des pädagogischen Handelns teilen, wird auch dann noch nicht durchbrochen, wenn wir den Prozess der Sozialisation als lebenslangen in den Blick nehmen. Auch in diesem Fall richtet sich das Interesse unverändert auf das einzelne Subjekt der Sozialisation, auf dessen – jetzt lebenslange – Interaktion mit der Umwelt, und endet mit dem Erreichen eines Zielzustandes – jetzt des biologischen Todes oder des sozialen Abganges des Bürgers.

Die paradigmatische Zwangsgemeinschaft löst sich erst auf, wenn wir ein reproduktionstheoretisches Modell wählen, das die Frage zulässt, wie eine Familiengruppe, eine Gemeinde oder eine Gesellschaft über die Zeit hinweg eine gewisse Identität zu wahren vermag, obgleich die einzelnen Glieder dieser sozialen Einheit zwischenzeitlich sterben und dieser personelle Austausch Bestand und Kontinuität gefährdet. Einer solchen Fragestellung geht seit langem die Generationenforschung nach; wir kennen entsprechende Analysen aber auch aus der Geschichte der politischen Ökonomie und deren Kritik (K. Marx). Es geht um die Frage einer verlässlichen Zirkulation – dort zwischen den Generationen, hier zwischen den Zyklen des ökonomischen Kapitals. Die uns eigentlich bewegende Frage ist zugleich die komplexeste: Wie ist die sogenannte erweiterte gesellschaftliche Reproduktion – im Gegensatz zur einfachen – zu denken? Das heißt, wie kann ein soziales Kollektiv verlässlich sein ökonomisches, kulturelles, soziales, psychologisches Kapital von Generation zu Generation weitergeben, und wie kann zeitgleich und verknüpft mit dieser Tradierung die Emergenz des Neuen, die erweiterte gesellschaftliche Reproduktion also, stattfinden?¹⁸

gogik und Bildung zuwenden. P. Bourdieu gehörte übrigens zu den ersten Bildungssoziologen, die in den 1970er Jahren den Zusammenhang zwischen expandierenden Bildungstiteln und deren funktionaler Entwertung ausdrücklich thematisierten – aber das ist nur eines der elementarsten Exempel, die mittlerweile ja Allgemeingut geworden sind.

- 18 Die soziologische Transformationsforschung war lange Zeit, nach einer kurzen Blüte in den 1960er Jahren, nicht sehr populär und galt als konservativ. Technisch gesprochen beschränkte sie sich auf die Messung der Konstanz (hohe Korrelationen) oder Diskontinuität (niedrige Korrelationen) in den Werten und Orientierungen zwischen zwei Gruppen, der Eltern- und der Kindergeneration (bzw. auch zwischen den leiblichen Eltern und Kindern innerhalb der Familien) und blieb generell auf das Zwei-

Kollege Bauer schlägt vor, als soziologischen Beitrag zur Sozialisationstheorie den Habitusbegriff von P. Bourdieu einzuführen, insbesondere um die längerfristige Verankerung von Dispositionen im Subjekt zu analysieren. Dagegen ist aus meiner Sicht wenig einzuwenden. Ich möchte nur zwei Punkte anmerken. Zum einen sei gesagt, dass der Vorschlag nicht ganz so neu ist, wie Kollege Bauer das hinstellt. In den 1980er Jahren wurde P. Bourdieu in Deutschland in der Kindheits-, Jugend-, Bildungs- und Hochschulforschung ja relativ breit rezipiert, wobei das Habituskonzept im Mittelpunkt des Fachinteresses stand. Aus der leidvollen Erfahrung anderer, aber auch aus eigener, sei ferner angemerkt, dass das eher auf der Ebene einer Metatheorie angesiedelte Konzept sich als außerordentlich sperrig erweist, wenn man es auf die Dimensionen des empirisch Erforschbaren zurückschneiden möchte.

Es würde mir allerdings entschieden besser gefallen, P. Bourdieu eindeutig als Kronzeugen für das reproduktionstheoretische und nicht für das sozialisationstheoretische Paradigma in Anspruch zu nehmen. Ich glaube nicht, dass Bourdieu's Schwerpunktinteresse im Bereich der Sozialisationsforschung lag. Das Konzept des Habitus wurde von ihm doch in erster Linie entworfen, um Fragen der gesellschaftlichen Reproduktion von Familiengruppen bzw. von sozialen und beruflichen Klassen im gesellschaftlichen Raum, vermittelt durch das Nadelöhr der einzelnen Subjekte und ihres durch Sozialisation erworbenen Habitus, plausibel beantworten zu können. Aber damit wird eine weitere komplexe Frage eines Theoriedesigns aufgeworfen, die an anderer Stelle zu debattieren wäre.

Literatur

- Bude, H. (1997): Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938 bis 1948. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Dollase, R. (1999): Selbstsozialisation und problematische Folgen. In: J. Fromme; S. Kommer; J. Mansel; K.-P. Treumann (Hrsg.): Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung. Opladen: Leske und Budrich
- Griese, H. (2000): Frühjahrstagungen des Zentrums für Kindheits- und Jugendforschung 1997, 1998, 1999 in Bielefeld. In: ZSE. 20. H.1. S.101-106
- Hörisch, J. (Hrsg.) (1997): Mediengenerationen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Kittler, F. (2000): Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft. München: Wilhelm Fink
- Mannheim, K. (1928) Das Problem der Generationen. In: KVJS (Kölner Vierteljahresschrift für Soziologie) 7. S.157-185; 309-330
- Lenzen, D.; Luhmann, N. (Hrsg.) (1997): Bildung und Weiterbildung im Erziehungssystem. Lebenslauf und Humanontogenese als Medium und Form. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Zinnecker, J. (2000): Kindheit und Jugend als pädagogische Moratorien. Zur Zivilisationsgeschichte der jüngeren Generation im 20. Jahrhundert. In: D. Benner; H.-E. Tenorth (Hrsg.): Bildungsprozesse und Erziehungsverhältnisse im 20. Jahrhundert. (42. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik) Weinheim, Basel: Beltz (S.36-68)

Prof.Dr. Jürgen Zinnecker, Fb Erziehungswissenschaft und Psychologie – Universität Gesamthochschule Siegen, 57068 Siegen
Tel.: 0271-7404389 – Fax: 0271-7402527 – eMail: juergen.zinnecker@uni-siegen.de

Generationen-Modell einer einfachen Reproduktion beschränkt. Das beginnt sich mittlerweile zu ändern, nicht zuletzt unter dem Einfluss öffentlicher Debatten über die Beziehungen und die Solidarität zwischen mehrstufigen generationellen Netzwerken.